

„Gott lässt den Menschen, der hofft, nicht allein.“

Predigt von Diözesanbischof Dr. Bertram Meier

in Augsburg–Hammerschmiede anlässlich 60 Jahre Pfarrkirche Christkönig
am 15. Dezember 2024, dem Sonntag *Gaudete*

Lieber Pfarrer Kratschmer, lieber Michael,
liebe Mitbrüder im priesterlichen und diakonalen Amt,
liebe Schwestern und Brüder im Glauben an den kommenden Christus,
gerade haben wir in der Lesung aus dem Propheten Zefanja gehört, woher der heutige 3. Adventssonntag seinen traditionellen Namen Gaudete hat: „Juble, Tochter Zion! Freu Dich und frohlocke von ganzem Herzen, Tochter Jerusalem!“ (Zef 3,14). Ist das nicht ein passender Auftakt zu unserer 60-Jahrfeier von Kirche und Pfarrgemeinde Christkönig?

Unser Blick geht dankbar zurück: an den Aufbruch und das große Gemeinschaftsprojekt von Kirchenbau und Pfarreigründung, die durch den Zuzug nach dem Zweiten Weltkrieg notwendig geworden waren. Auch wenn wir als Menschen dazu neigen, die Vergangenheit zu verklären – Mitte der 60er Jahre brauchte es nach der Kubakrise, die das Gespenst eines Dritten Weltkrieges heraufbeschwor, und kurz nach Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils, das in vielen praktischen Glaubensvollzügen ein Aggiornamento, eine ganz neue Öffnung hin zur modernen Welt, brachte, sehr viel Zuversicht und Gottvertrauen! Und es ist bewundernswert, dass die Katholiken, die teils hier geboren waren, zu einem Großteil aber nach Krieg und Vertreibung erst in der Hammerschmiede heimisch geworden waren, diese Kraftanstrengung miteinander unternahmen.

Ganz besonders denken wir daher in dieser Eucharistiefeier an die Initiatoren, alle bekannten, aber auch unbekannt Namen derer, die als Seelsorger, Planer sowie haupt- und ehrenamtliche Handwerker und Unterstützerinnen an diesem Zukunftsprojekt beteiligt waren. An ihnen wurde wahr, was der Prophet

vor Jahrtausenden verheißen hat: „Fürchte Dich nicht, Zion! Lass die Hände nicht sinken! Der Herr, dein Gott, ist in deiner Mitte, ein Held, der Rettung bringt.“ (Zef 3,16b.17).

Vor 60 Jahren haben gläubige Katholiken für Gott und ihre Gebets- und Fei ergemeinschaft dieses Haus gebaut und noch Jahrzehnte später wurde es ausgestaltet – zum Beispiel 1992 mit diesem Wandbild von Professor Bernhard, dass die adventliche Verheißung des Propheten Jesaja von der Wurzel Jesse zum Thema hat. Auch hier begegnet uns das Paradox: Da, wo nach menschlichem Ermessen keine Hoffnung mehr zu sein scheint, setzt Gott an – in Not und Verbannung, in Verzweiflung und Angst. Das Wort seiner Propheten ist wie ein Lichtstrahl in der Finsternis und auch wir sind eingeladen, nicht resigniert den Kopf in den Sand zu stecken oder die Augen zuzukneifen, weil wir lieber ins Dunkel starren als das Licht am Ende des Tunnels wahrzunehmen. Gott lässt den Menschen, der hofft, nicht allein – erst recht nicht, wenn viele gemeinsam hoffen!

Ist das heute noch unsere feste Überzeugung? Oder müssen auch wir ehrlicherweise zugeben, dass unser Glaube Risse bekommen hat, an den Rändern abbröckelt, und dass unsere Freude schon in die Jahre gekommen und nicht mehr recht „leserlich“, auf unseren Gesichtern ablesbar ist?

Ja, es stimmt: Das Leben fordert seinen Tribut und Freude gibt es eben nicht auf Knopfdruck: Doch ist es schon viel, wenn wir uns immer wieder einmal Gedanken machen, wieviel Grund zur Freude wir haben. Meistens wird uns so richtig im Vergleich mit dem Leben anderer Menschen klar: Wenn wir diejenigen betrachten, die vor Krieg, Klimakatastrophen, Krankheiten und Hunger aus ihrer Heimat flüchten mussten – oft um festzustellen, dass sie schon im Nachbarland oder im Westen Europas nicht wirklich willkommen sind...

In wenigen Tagen feiern wir Weihnachten, die Geburt des Gottessohnes, dessen Ende uns dieses Kreuz hier so eindrücklich vor Augen stellt. So schrecklich der Tod war, den Jesus Christus starb, um selbst das tiefste Dunkel

der Gottverlassenheit mit uns zu teilen, sein Leben hat ER auch für uns gelebt! Und er ist von den Toten auferstanden, um uns daran zu erinnern, dass mit dem Tod eben nicht alles zu Ende ist, sondern erst das wahre Leben bei Gott beginnt.

Das klingt heute so verrückt wie vor 2000 Jahren, und doch ist es eine stets neue Einladung an jede und jeden von uns – diesem Gott, der uns erschaffen hat und jeden Winkel unseres Herzens kennt und uns dennoch unendlich liebt, zu trauen und ihm Raum zu geben in unsrem Alltag, im zwischenmenschlichen Miteinander, in Einsamkeit und Trauer und Freude. Nicht nur mit ihm zu rechnen, sondern ihn wirken zu lassen, so wie es Paulus der Gemeinde in Philippi empfiehlt, weil er überzeugt ist: „Der Herr ist nahe. Sorgt euch um nichts, sondern bringt in jeder Lage“ – ja, wirklich in *jeder* Lage – „betend und flehend eure Bitten mit Dank vor Gott!“ Gleichzeitig spricht er auch die Verheißung aus: „Und der Friede Gottes, der alles Verstehen übersteigt, wird eure Herzen und eure Gedanken in Christus Jesus bewahren“ (Phil 4,5–7).

Gott zu suchen erscheint uns heute als eine zu große und – insgeheim wohl auch überflüssige – Anstrengung. Doch zu fragen, wo war Gott, als es mir schlecht ging, als sich die Naturkatastrophe oder der Unfall ereignete und die niederschmetternde Diagnose verkündet wurde, – das kommt uns im Leid ganz unwillkürlich über die Lippen!

Warum verbinden wir nicht beides? Suchen und Fragen liegen doch so nah beieinander: „Gott, wenn es Dich gibt, dann zeig Dich mir“, so betete die junge Madeleine Delbrêl (1904–1964), als ihr Verlobter sie verließ, und sie wurde nicht enttäuscht: „Indem ich betete, habe ich geglaubt, dass Er mich findet und dass er die lebendige Wahrheit ist und dass man ihn lieben kann, wie man eine Person liebt. Diese Wahrheit habe ich umsonst empfangen. Ich schulde sie Gott (...) und ich schulde sie Menschen. Denn es waren Menschen, die mir geholfen haben, dieser Wahrheit zu begegnen,“ bekennt sie im Rückblick. Fortan lebte sie als gläubige Sozialarbeiterin in einem der problematischen Pariser Vororte unter Arbeiterfamilien, die sich als Atheisten verstanden. Bei ihrer Beerdigung

sagte der kommunistische Bürgermeister: „Ich glaube auch jetzt nicht an Gott, aber wenn es ihn gibt, trägt er die Züge von Madeleine.“

Vor 60 Jahren haben die Pfarreiangehörigen hier in der Hammerschmiede sich für das Patrozinium von Christus, dem König, entschieden. Die allermeisten hatten die Schrecken der nationalsozialistischen Diktatur und des Zweiten Weltkrieges miterlebt und sicher wollten sie mit dem Bekenntnis zum gekreuzigten und auferstandenen Herrn ein Gegengewicht schaffen zu den vernichtenden Ideologien des 20. Jahrhunderts.

Wenn wir Demokratie-Gewohnten uns heute auch schwer tun mit dem Königtum, das in Europa allenfalls als konstitutionelle Monarchie überlebt hat, so sind wir doch seit dem weltweiten Erstarren des Populismus, der in großsprecherischer Manier und erschreckend häufig auch mit Falschaussagen und sog. alternativen Fakten auf Stimmenfang geht und sich mitten unter uns breitmacht, wieder sensibel geworden für den Unterschied von Wahrheit und Lüge, von Lauterkeit und Intransparenz, von Großzügigkeit und Egoismus.

Nehmen wir dieses heutige Fest zum Anlass, unseren eigenen Standpunkt, unsere festen Überzeugungen auf den Prüfstand zu stellen und wie die Menschen, die uns der Evangelist Lukas schildert, voller Ernst neu zu fragen: „Was sollen wir also tun?“ (Lk 3,10) – Ganz gleich, ob Sie diese Frage still, im Gebet, oder im Gespräch mit anderen Menschen stellen – ich verspreche Ihnen, Sie werden eine Antwort erhalten, die so passgenau ist, wie seinerzeit die des Täufers Johannes! Amen.